

Nicht Mann noch Frau

Der Apostel Paulus plädierte für eine Auflösung der Geschlechterrollen in der Kirche

ISOLDE KARLE

Unser Körper ist hoffnungslos an seine kulturellen Bedeutungen gebunden. Besonders die Zuschreibung der Geschlechterrollen ist geradezu betoniert. Überraschenderweise legt bereits der Apostel Paulus nahe, dass das – jedenfalls in der Kirche – anders sein könnte, zeigt Isolde Karle, Theologieprofessorin in Bochum.

In der Theologie gilt es weithin als selbstverständlich, die Unterscheidung von Männern und Frauen als unhintergebar und gottgegeben zu betrachten. Insbesondere die Schöpfungserzählungen scheinen einschlägig über den Schöpferwillen Auskunft zu geben: „Gott schuf den Menschen als Mann und Frau.“ (1. Mose 1,27)

Doch wenn man die Schöpfungserzählungen genauer betrachtet, zeigt sich, dass sie nicht so ohne weiteres für das moderne Interesse an einer Wesensbestimmung von Mann und Frau instrumentalisiert werden können. So werden im Paradies (2. Mose 2) anatomische und sexuelle Unterschiede offenbar noch nicht wahrgenommen. Sie sind jedenfalls ohne jede soziale Bedeutung: „Sie waren beide nackt und schämten sich nicht“, heißt es in 1. Mose 2,25. Die Nacktheit ohne Scham ist eine Gemeinschaft ohne jede Bedrückung und Dominanz, ohne gegenseitige Bloßstellung und Beschämung. Dieser Zustand ändert sich allerdings durch den Sündenfall (1. Mose 3,7) schlagartig: Mit ihr wird die Geschlechterunterscheidung für alle wahrnehmbar und mit diskriminierenden Folgen spürbar. Dabei wird die Geschlechterordnung der antiken Gesellschaft mindestens indirekt in Frage gestellt. Gott selbst leidet gewissermaßen unter dem patriarchalen Alltag. Sonst würde die Dominanz des Mannes über die Frau kaum als Folge von Sünde betrachtet (1. Mose 3,16).

In 1. Mose 1, 26–27 wiederum liegt

der Akzent nicht auf der Zweigeschlechtlichkeit selbst. Das Interesse ist vielmehr, die Gottebenbildlichkeit, die in der altorientalischen Königsideologie nur dem Pharao zukam, auf alle Menschen zu übertragen. Alle Menschen sollen Gottes Willen in dieser Welt repräsentieren. Der Schöpfungsbericht zielt mit unübersehbarer demokratischer Tendenz also auf die Beteiligung einer Gesamtheit, nicht auf die Wesensbestimmung des Menschen als Mann und Frau, die sich nach moderner Lesart, zwei gegensätzlichen Polen gleich, in jeder Hinsicht voneinander unterscheiden.

Radikale Taufformel

Doch selbst wenn man dieser Deutung der Schöpfungserzählungen nicht folgen will: Die neutestamentlichen Vorstellungen von Neuschöpfung und Taufe sind an diesem Punkt eindeutig. So behauptet die Taufformel in Galater 3,28, dass in Christus „nicht mehr männlich und weiblich“ gelte, sondern alle eins in Christus seien. Durch die Taufe werden herkömmliche Identitätszuschreibungen über Herkunft, Schicht und Geschlecht hinfällig. Die Neuschöpfung in Christus provoziert ein neues Sozialver-

halten und relativiert und transformiert Geschlechtsdifferenzen tiefgreifend. Dass die Taufformel tatsächlich so konsequent und radikal zu verstehen ist, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass in ihr 1. Mose 1,27 wörtlich zitiert wird – und zwar als Antithese. Aus „Gott schuf sie männlich und weiblich“ wird in direkter Verneinung: in Christus gelten „nicht mehr männlich und weiblich“. Die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen gerät durch die neue Identität in Christus in den Hintergrund, sie wird im Idealfall sozial vergessen. Soweit wir wissen, waren Frauen in der frühen Kirche konsequenterweise in allen Funktionen in den Gemeinden aktiv, auch in höchsten leitenden Ämtern. Dass sich dies keineswegs von selbst verstand, sondern zu heftigen Spannungen und Provokationen führte, entnehmen wir den neutestamentlichen Schriften, die diese Praxis der Befreiung sehr unterschiedlich beurteilten und zum Teil vehement bekämpften.

In Christus hat eine neue Schöpfung Gestalt gewonnen, die eine an individuellen Charismen und Gaben orientierte schöpferische Kultur der Vielfalt fördert und Menschen von den Zumutungen historischer zufälliger Geschlechterrollen befreit. Durch die Eingliederung in den

Leib Christi in der Taufe vollzieht sich eine Befreiung von kulturell auferlegten Zwängen, die Menschen beeinträchtigen und deformieren, die sie nötigen, sich und die Gestalt ihres Körpers ständig der ihnen zugewiesenen Männlichkeit oder Weiblichkeit anzupassen und entspre-

erzogen, sie besitzen aber einen männlichen Chromosomensatz und damit auch Hoden. Es ist allein der kulturelle Zwang, eindeutig als männlich oder weiblich identifizierbar zu sein, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein in vielen solcher „Fälle“ eine „chirurgische

Körper höchst unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert worden ist. Der Mediziner und Historiker Thomas Laqueur jedenfalls kommt in seiner Darstellung der westlichen Körpergeschichte zu dem Schluss, dass es unmöglich sei, das soziale vom körperlichen Geschlecht fein säuberlich zu trennen. Der Geschlechtsunterschied sei nicht objektiv überprüfbar, selbst in die moderne Sprache der vermeintlich objektiven Naturwissenschaft sei die Sprache des sozialen Geschlechts bereits eingelagert.

Doch nicht nur die „objektive“ Wahrnehmung der Körper ist ein Problem. Darüber hinaus schreiben sich kulturelle Erwartungen und Wahrnehmungsschemata auch in die Körper ein. Das Soziale wird inkorporiert, zur eingefleischten Gewohnheit, insofern Männer und Frauen von früh auf lernen, unterschiedliche Körperhaltungen zu entwickeln, sich unterschiedlich zu bewegen, unterschiedliche Gesten und Blicke zu kultivieren, ja selbst unterschiedlich zu essen. Darauf hat insbesondere der französische Soziologe Pierre Bourdieu hingewiesen, der in diesem Sinn einen weiblichen und einen männlichen Habitus unterscheidet. Das Geheimnis des Erfolgs der geschlechtsdifferenzierenden Habitus ist, dass sie zum größten Teil „automatisch“, ohne bewusste Steu-

chende Merkmale und Verhaltensformen zu kultivieren. Diese konsequente Überwindung von Ausgrenzung und Repression ist nach Galater 3,28 Vision und erfahrbare Realität zugleich.

Nun mag manche oder mancher einwenden, das Problem sei doch nicht die Mann-Frau-Unterscheidung selbst, sondern es seien lediglich die Konsequenzen, die hier und da aus ihr gezogen würden. Im Übrigen widerspreche schon der gesunde Menschenverstand einer Infragestellung der Dualität des Menschseins. Dem ist zu entgegnen, dass uns der gesunde Menschenverstand in diesem Fall hinters Licht führt. Wir sind so grundlegend durch das moderne Wahrnehmungsmuster von der eindeutigen und zweifelsfreien Verschiedenheit zweier Körper und Geschlechter geprägt, dass wir völlig übersehen: Die Natur ist nicht so eindeutig. Sie kennt vielmehr fließende Übergänge und vielfältige körperliche Besonderheiten, die sich nicht ohne Weiteres dem kulturell eindeutigen Raster der Mann-Frau-Unterscheidung fügen. In besonders ausgeprägter Form ist dies bei Intersexuellen der Fall. So sind intersexuelle XY-Frauen vom äußeren Erscheinungsbild her Frauen und werden entsprechend zunächst als Mädchen

Klärung“ ohne medizinische Notwendigkeit erzwang.

Es geht mir nicht darum, anatomische Unterschiede zu leugnen. Es gibt einen natürlichen vorsozialen Körper. Das Problem ist nur: Sobald wir anfangen zu beschreiben, was wir in ihm sehen, hat er aufgehört, ein natürlicher Körper zu sein. Wir nehmen den Körper immer nur mit einer bestimmten kulturellen Optik wahr. Unser Leib ist hoffnungslos an seine kulturellen Bedeutungen gebunden und entzieht sich jedem unmittelbaren Zugriff. Man sieht nur, was man glaubt. Dass dies so ist, wird uns im historischen und interkulturellen Vergleich der Genderwahrnehmung anschaulich vor Augen geführt. So kennen etliche Kulturen mehr als zwei Geschlechter wie beispielsweise die Navahos in Nordamerika mit ihrem Institut der Berdache oder die Hijras in Nordindien: In beiden Fällen handelt es sich anatomisch betrachtet um Männer, die aber sozial nicht als Männer handeln, sondern eher als Frauen. Aber sie werden auch nicht als Frauen wahrgenommen, sie stellen vielmehr ein eigenes drittes Geschlecht dar. Dies mag uns vielleicht noch exotisch vorkommen. Von größerer Brisanz für unseren Kulturkreis dürfte es sein, dass allein in der westlichen Kulturgeschichte der

erung und Reflexion funktionieren. Sie sind in den Routinen geschlechtlicher Arbeitsteilung und in körperlichen Routinen verankert. So wird jede Person, Mann oder Frau, implizit und explizit ständig dazu angehalten, die Merkmale, die mit der gesellschaftlichen Definition ihrer Geschlechtsidentität übereinstimmen, hervorzuheben, unpassende Verhaltensweisen hingegen zu unterlassen.

Es ist insofern gar nicht möglich, einerseits Männer und Frauen wie selbstverständlich zu unterscheiden und andererseits damit keine bestimmten (geschlechtsdifferenzierten!) sozialen Erwartungen und Verhaltensformen zu verbinden. Die Mann-Frau-Unterscheidung ist immer schon normativ aufgeladen und damit tendenziell repressiv. Denn: Nicht der biologische Körper sorgt für

Die Mann-Frau-Unterscheidung ist immer schon normativ aufgeladen.

eine aus ihm ableitbare Genderordnung. Vielmehr führt die Genderordnung zu einer Feminisierung und Maskulinisierung von Körpern, Personen, Verhaltenscodes, Körperhaltungen und -Erfahrungen, Wahrnehmungsschemata, Gefühlen und Empfindungen. Unsere Kultur prägt dem Körper sein Gender über geschlechtsdifferenzierte Habitus direkt ein. In noch extremerer Form ist dies in Kulturen zu beobachten, die den Körper nicht nur prägen, sondern gezielt verändern oder gar verstümmeln. In der alten chinesischen Gesellschaft wurden Mädchen die Füße zu Stümpfen abgebunden. In manchen Gegenden Afrikas wird die Klitoris von vorpubertären Mädchen herausgeschnitten. Das sind besonders extreme und überdies schmerzhafteste Formen der genderdifferenzierten Körperprägung. Sie zeigen einmal mehr: Der menschliche Körper ist ein durch und durch sozial geprägter Körper.

Durch die Erfahrung einer geschlechtsdifferenzierten sozialen Ordnung, durch Sozialisation und Erziehung lernen Mädchen und Jungen die geschlechtsdifferenzierten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata kennen und auf sich anwenden, ohne dass dies dem Bewusstsein zugänglich wäre. Schon mit fünf Jahren stimmen Kinder ihr Verhalten gezielt auf die Erwartungen ab, die sich an sie als männliche oder weibliche Personen richten. In der Regel führt das dazu, dass sie die soziale Ordnung, so wie sie ist, für normal und unumstößlich halten. Die meisten Menschen kommen ihrem Schicksal deshalb gleichsam zuvor, indem sie gewissermaßen spontan die Karrieren ablehnen, die nicht in das Muster der ihnen zugeschriebenen Genderi-

dentität passen und umgekehrt diejenigen anstreben, die sich „natürlicher Weise“ nahe legen. Insofern überrascht es nicht, dass die für Frauen angemessenen Engagements und Berufe auf einer Verlängerungslinie der häuslichen Tätigkeiten liegen – wie Pflege, Erziehung, Aufbau sozialer Kontakte, Unterricht, Hilfe, Beratung. Habitus und geschlechtliche Arbeitsteilung stabilisieren sich auf diese Weise wechselseitig.

Da sich diese Prozesse der bewussten Kontrolle entziehen, kommt es zu den vielfach beobachtbaren Widersprüchen zwischen formulierten emanzipatorischen Bekundungen auf der einen Seite und einem relativ traditionellen geschlechtstypischen Verhalten auf der anderen Seite. Insbesondere wenn aus einem Paar eine Familie wird, erweist sich das Geschlechterverhältnis als erstaunlich resistent gegen eine allgegenwärtige Individualisierung. Nicht zuletzt deshalb tun wir uns speziell in Deutschland so schwer, im Hinblick auf Frauen, Familie und Beruf zusammen zu denken. Der im 19. Jahrhundert etablierte Muttermythos, der hierzulande durch das „Dritte Reich“ noch einmal in spezifischer Weise einen Aufschwung erfuhr, hindert uns bis heute daran, realistisch und unvoreingenommen die Chancen guter Krippen, Horte und schulischer Ganztagsbetreuung und nicht zuletzt einer gemeinsam verantworteten und gelebten Elternschaft wahrzunehmen. So ist Deutschland paradoxerweise gerade aufgrund des hier gepflegten Muttermythos zu einem kinderarmen und kinderunfreundlichen Land geworden.

Die sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse unterstreichen die Brisanz, die in der Taufformel von Galater 3,28 steckt: In der neuen Schöpfung in Christus wird eine Identität vorgestellt, die keinem Übergriff des Menschen mehr zugänglich ist, eine Identität, die es jedem Menschen erlaubt, in der ihm eigenen Besonderheit individuell zur Geltung zu kommen. Mit der Zugehörigkeit zu Christus wird eine fundamentale Gleichheit ins Werk gesetzt, die alle kulturellen Differenzierungen und Hierarchisierungen in Frage stellt und als überholt markiert. Frausein und Mannsein werden aus ihren Engführungen und Stereotypisierungen befreit. Sie sind

keine gegensätzlichen Pole mehr, sondern werden sichtbar als Facetten der großen Vielfalt der Schöpfung Gottes.

Auf diesem Hintergrund ist speziell die evangelische Kirche dazu herausgefordert, die neuzeitlich-bürgerliche Geschlechtermetaphysik nicht länger unkritisch zu pflegen oder gar mit dem ewigen Schöpferwillen zu verwechseln, sondern Menschen gleich welcher Körperausstattung, gleich welcher sexuellen Orientierung als Geschöpfe Gottes zu betrachten, die Gott in aller Vielfalt mit individuellen Fähigkeiten und Begabungen geschaffen hat. Denn nicht die Anatomie von Leibern, sondern der Geist Christi, der ein Geist der Liebe, des Vertrauens und der Freiheit ist, ist für die Glaubwürdigkeit der Kirche entscheidend.

Dies bedeutet zugleich, dass die Qualität von Beziehungen und nicht bestimmte normative Rollenbilder von Mann und Frau Kriterium einer christlich verantwortbaren Beziehung ist. Die Kirche kann es aus dieser Perspektive nur begrüßen, wenn auch gleichgeschlechtliche Paare, die als Christen oder Christinnen dauerhaft zusammenleben wollen, analog zur herkömmlichen Trauung um den Segen Gottes für ihren gemeinsamen Weg bitten. Wenn die Kirche überdies dazu beitragen will, dass mehr Menschen den Mut zur Elternschaft gewinnen, dann wird sie insbesondere berufstätige Frauen ermutigen, Familie und Beruf nicht länger als Alternativen zu sehen. Als Raum der Freiheit und des Vertrauens fördert die Kirche eine authentische Pluralität im Geist Christi und befreit von den diskriminierenden Fesseln, die die historisch gewachsenen Gendernormen für viele Männer und Frauen, Kinder, Homosexuelle und Transgenderpersonen bedeuten. Die evangelische Kirche hat allen Grund, eine solch befreiende Perspektive auch in der Ökumene mutig und klar zur Geltung zu bringen. ◀

LITERATUR

Isolde Karle: „Da ist nicht mehr Mann noch Frau ...“ Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2006.